

Johann Conrad Speissegger, Orgelbauer

* 20. August 1699 in Schaffhausen. † 5. April 1781 in Schaffhausen

Johann Conrad Speissegger bildet mit Viktor Ferdinand Bossart und Samson Scherrer zusammen den Höhepunkt schweizerischer Orgelkunst im 18. Jahrhundert.

Er war der Sohn des «Obersägers», Ratsherrn und Zunftmeisters Alexander Speissegger, der 1654 bis 1709 lebte. Der Leiter der «Speisseggerischen» oder «Obern Säge» wurde alljährlich im Ratsmanual im Verzeichnis der staatlichen Funktionäre aufgeführt; sie war also offenbar eine Art Regiebetrieb und zugleich ein kleines erbliches «Fürstentum», wie es dem Denken der absolutistischen Zeit auch in der Eidgenossenschaft nahe lag.

Am 20. August 1699 geboren, verlor Johann Conrad seinen Vater schon mit zehn Jahren. Als junger Bursche muss er sich für den Beruf eines «graduerten» — wir würden heute sagen: diplomierten — Orgelmachers entschieden haben. Ob ihn der Bau der prächtigen Rheinauer Orgel durch den Augsburger Christoph Leu den Jüngeren in den Jahren 1713 bis 1715 dazu angeregt hatte? Diese war sicher eine Sensation für die Schaffhauser, die als Lieferanten und Handwerker beim Klosterbau Verdienst fanden.

Wo er seine Lehrzeit absolviert hat? Am ehesten ist an Augsburg zu denken. Diese Stadt war ein Zentrum der Verfertigung von Musikinstrumenten aller Art. Dazu kommen die Beziehungen über Rheinau, und dass er später für die «Schipf» bei Herrliberg eine Automatenorgel errichtet hat, lässt an Anregung durch Christoph Leu den Älteren denken, der auf diesem Spezialgebiet ein berühmter Meister gewesen war. Allerdings: Ein richtiger Orgelmacher ging damals sozusagen auf die Stör und war somit meistens auswärts. Zur Arbeit wurden Handwerker, Handlanger und Fuhrleute des Ortes herangezogen. (Die Auszahlungen an den Orgelbauer entsprechen deshalb selten den wirklichen Orgelbaukosten.) Somit gab es auch nicht die heute üblichen fabrikähnlichen Orgelbauunternehmen. In kleinen Werkstätten wurden Klaviaturen und andere Spezialteile angefertigt, oft auf Vorrat, dazu Positive (Kleinorgeln). Womöglich wurde nur dergleichen und gelegentlich einmal eine Occasionsorgel auf weite Distanz transportiert.

Am 27. März 1721 verheiratete er sich mit Margaretha Gelzer. Demnach war er wohl wieder in Schaffhausen und selbständig ge-

worden. Die Liste seiner Kinder zeigt, wie die Namengebung durch festen Brauch geregelt war: Der erste Sohn, geboren am 7. September 1724, musste Alexander heissen wie der Grossvater, der zweite, geboren am 13. Januar 1726, Hans Conrad wie der Vater. Der Erstgeborene muss als kleines Kind gestorben sein; denn der dritte, geboren am 19. Januar 1727, hiess wieder Alexander. Der vierte, vom 26. Januar 1728, hiess Johannes, dann kam am 10. Juli 1729 ein Töchterlein zur Welt, Margaretha genannt wie die Mutter. Nach einem Hans Jakob, 18. Januar 1731, kam der Name Isaak an die Reihe, doch mit ihm hatte man kein Glück: Alle drei Buben dieses Namens starben als Kinder; der dritte war bereits von der zweiten Frau, Helena Beck, mit der sich Speissegger 1746 nach dem Tode der ersten Frau verbunden hatte. Zwischendurch ist noch eine Maria Elisabetha, geboren am 14. Dezember 1734, zu nennen. Von der zweiten Frau blieben am Leben Hans Georg, geboren am 29. Juni 1747, und Johann Heinrich, 17. Juni 1751.

Nun, eine Frau war in Schaffhausen zu bekommen, aber leider kein Auftrag für eine grössere Orgel. Im reformierten Stand Zürich, dem grossen Nachbarn im Süden, waren Kirchenorgeln offiziell verboten, in Schaffhausen waren die Massgebenden und die Gewohnheit gegen sie. Kennzeichnend ist das Porträt des Kantors Deggeller, wo das Haupt des schaffhauserischen kirchenmusikalischen Lebens verschiedene Streich- und Blasinstrumente, aber nur ja keine Orgel um sich versammelt hat. Die einzigen schweizerischen reformierten Gebiete, in denen Kirchenorgeln schon seit langem stehen durften, waren Basel und Graubünden; aber der Bedarf nach Neubauten war dort klein, und tüchtige ausländische Konkurrenz war nahe, im Elsass und in der Lombardei. Die grosse Hoffnung war der Stand Bern, damals das Gebiet von Brugg bis an den Genfersee. Dort waren etwa um 1700 herum die Kirchenorgeln offiziell erlaubt worden. Aber auch da musste man um Aufträge kämpfen und bangen. Franzosen wie Joseph Potier heimsten Aufträge ein, in Genf sass der tüchtige Toggenburger Orgelbauer Samson Scherrer, und dass viele Gemeinden mit sehr kleinen Orgeln zufrieden waren und wenig von Qualität verstanden, begünstigte die vielen autodidaktischen Orgelbauer aus dem Möbelschreinerberuf und mehr oder weniger dilettantische Orgelbastler. In der Westschweiz gab es deshalb «Sendungen zur Ansicht»: Ein couragierter Orgelbauer, von einigen Orgelfreunden «moralisch unterstützt», stellte in einer Kirche auf eigene Verantwortung eine Orgel auf. Fand sie bei Behörden und Volk Gefallen und war ein nicht zu teurer Organist in Aussicht, wurde sie angekauft; andernfalls musste sie

wieder abgebrochen werden. Derartiges scheint Speissegger nicht gewagt zu haben; aber er zeigte später die Neigung, wenn ein Auftrag da war, mehr Register als vereinbart einzubauen und dann mit Nachforderungen zu kommen. Das war immer dem Klang des Instrumentes, aber nicht immer den Referenzen förderlich.

Bessere Aussichten bot in der ersten Zeit der Bau von Positiven. Im 16. Jahrhundert waren sie bei uns beliebt gewesen in der Unterhaltungs- und Hausmusik, und um 1700 wurden sie, wie «Trompetemarine» (Trumscheit), Harfe und in Frankreich Musette und Drehleier, wieder grosse Mode. An sich galt ihr Klang durchaus nicht als sakral oder kirchlich; immerhin zeigen viele Bibelsprüche, geistliche Dichtung und biblische Bilder auf alten Positiven, dass ihre Besitzer auf die Verwendung beim Singen geistlicher Lieder (aus der St. Galler Seelen-Music, Bachofens Halleluja usw.) das Hauptgewicht legten. Viel gebraucht wurden Saalorgeln auch bei Proben und Aufführungen der Musikkollegien, d.h. der Männerchöre, die den vierstimmigen Kirchengesang einübten und auch sonst das Musizieren pflegten, und manche standen auch in Wirtschaften.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber kam die Hausorgel aus der Mode. Bei den gutgestellten Städtern trat an ihre Stelle das Cembalo, Flügel genannt, und schliesslich das Hammerklavier. Sie wurde Schulmeisterinstrument, Dekorationsstück, Kinderspielzeug; aber in abgelegeneren Gegenden, besonders im toggenburgischen, zürcherischen und bernischen Voralpen- und Alpengebiet, erlebte sie durch Occasionen aus der Stadt und einheimische Neuanefertigungen noch eine schöne Nachblüte bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein. Speisseggers jüngster Sohn Heinrich lebte weitgehend davon, dass er in Zürich alte Hausorgeln billig aufkaufte, instand setzte und in die Bergbauerngebiete exportierte.

Damit haben wir den möglichen Kundenkreis Speisseggers abgesteckt.

Die älteste bekannte Spur seiner Tätigkeit ist die stolz-kalligraphische Signatur mit der Jahreszahl 1724 in den Eingeweiden eines zweiregistrigen Hausörgelchens in der Sammlung Edelmann in Ebnat-Kappel. Gehäuse und Pfeifen dürften allerdings ein einheimischer Ersatz aus späterer Zeit sein.

1727 lieferte Speissegger ein Positiv mit sieben Registern für 200 Reichstaler ans Musikkollegium zu Chorherren in Zürich. Aus der Bestellung erfahren wir nichts über die Disposition (die gewählten Arten von Registern), aber recht genau, was der Maler Freytag für 30 Taler darauf zu malen hatte: «... auswendig grau, schön verädert, inwendig an den Thüren auf dem rechten Flügel den Par-

nass mit dem Pegaso, Apollo, Brunnen und eine Musa, so Künste und Wissenschaft vorstellt, mit einer anmuthigen Landschaft, dadurch ein lustig Bach von dem Berg härfliesse; auf dem lingen Flügel den Arion mit seiner Harff auf dem Delphin, mit einer schönen Landschaft und Prospect von der Stadt Zürich... » Hausorgeln wurden eben auch als repräsentative Dekoration geschätzt, und da können wir sagen, dass Speisseggers Werke in bezug auf sichtbare Eleganz und schöne Proportionen weit über dem Durchschnitt stehen. Leider ist die Chorherrenorgel, wie die meisten Werke Speisseggers, jetzt verschwunden.

1728 datiert ist der Erker des Hauses «Zur Orgel-Pfeiffen», Münsterergasse 21 in Schaffhausen. Der Hausname sollte der Werbung dienen; das Haus selber dürfte damals der Wohnsitz unseres Orgelbauers und der Standort seiner kleinen Werkstatt gewesen sein, später, als er meistens auswärts und schliesslich sogar Niedergelassener in Aarau war, das Zeichen seines Festhaltens am Schaffhauser Bürgerrecht, und zuletzt für kurze Zeit sein Alterssitz.

Die Jahreszahl 1729 hat nach Böhm das im Packraum des Allerheiligenmuseums magazinierte Positiv. Das Gehäuse mit seiner klassizistischen Geradlinigkeit und aufdringlichen Symmetrie weist freilich auf eine spätere Zeit; auch der Klंगाufbau aus Achtfuss-, Vierfuss-, Zweifuss und Einfussregister, welcher die Klangfarbe mit zunehmender Klangstärke immer kühler werden lässt, erweckt Zweifel, weil sonst bei Speissegger eine geradezu einseitige Vorliebe für warme Klangfarben auffällt. Damit ist nicht bestritten, dass wichtige Teile der Orgel wirklich von ihm herrühren können.

Bei dem entzückend bemalten Positiv im Treppenhaus des Allerheiligenmuseums, datiert 1739, erscheint die Form des Gehäuses um einiges altertümlicher. Sie dürfte somit original sein. Aber auch hier ist wohl später einiges geändert worden. So ist es fraglich, ob ein gelernter guter Orgelbauer wirklich in ein so kleines Orgelwerk zwei so ähnliche Vierfussregister eingebaut haben kann.

In die Jahre 1730-1732 fallen ergebnislose Verhandlungen um die Errichtung eines kleinen Pedalwerkes an der Orgel der Musikgesellschaft auf der Deutschen Schule in Zürich.

Die vermutlich in den dreissiger Jahren für den Saal eines Winterthurer Patrizierhauses gebaute und kürzlich in der Kirche von St. Antönien in Graubünden aufgestellte Orgel wurde neulich in der Presse als Werk Speisseggers bezeichnet. Die Gestaltung des Prospektes (Fassade) und der Disposition ist ihm durchaus zuzutrauen, aber eine Signatur fehlt, und einige Details können schwerlich von einem Orgelbauer seines Ranges stammen. Somit haben wir es wohl

mit einem Beispiel der früher offensichtlich beliebten Kopien nach Speissegger zu tun. Sonst belegt ist der Auftrag der katholischen Kirchgemeinde Näfels an den Toggenburger Orgelbauer Joseph Looser, für sie eine Kopie der in der Glarner Pfarrkirche stehenden Speisseggerorgel anzufertigen (1781).

1732 datiert ist das einzige Werk unseres Meisters, das noch am ursprünglichen Ort in ursprünglicher Gestalt — nur vom Zahn der Zeit etwas mitgenommen — steht: Die Hausorgel im Festsaal des Landgutes «zur Schipf» bei Herrliberg: In ein neues Gehäuse stellte er eine ältere, aber von ihm auf wuchtigeren Klang hin umgebaute vierregistrige Hausorgel eines bedeutenden Vorgängers, des Rheinecker Meisters Jakob Messmer (1649-1707), und ein ganz selbstverfertigtes dreiregistriges Automatenörgelchen, das sechs kleine Stücklein spielte, die mit einiger Wahrscheinlichkeit von ihm selber komponiert waren. Die beiden auf der Orgel sitzenden geschnitzten Putten waren beweglich: Der eine schlug ganz richtig den Takt zur Automatenmusik, drehte den Kopf hin und her und klappte den Unterkiefer ab und auf, genau der vom Regalregister (als Kinderstimmenimitation aufgefasst) ausgeführten Melodie entsprechend. Der andere hob sein Trompetlein zum Mund, sobald die Fanfarenmelodie des Kornettregisters einsetzte, und liess es nach deren Ende wieder sinken.

Um 1734 errichtete Speissegger ein siebenregistriges Positiv für das Musikkollegium von Winterthur.

1746 durfte er neben die katholische Orgel in der paritätischen Kirche von Glarus eine reformierte stellen. Man hat den Eindruck, alle Beteiligten hätten sich bemüht, im Wettstreit mit der andern Konfession etwas ganz Exquisites zustande zu bringen. Jedenfalls ist die Disposition der Glarner Orgel mit ihren 18 klingenden Registern von allen bekannten Werken Speisseggers die grösste, klangfarbenreichste und originellste. In späterer Zeit diente sie beiden Konfessionen, wurde nach romantischem Geschmack verschlimmbessert und ging schliesslich beim grossen Brand von 1861 zugrunde. Der Vergleich der beiden Orgeln im selben Raum muss eine Reklame für ihn gewesen sein. Jedenfalls bekam er jetzt einen schönen Auftrag von katholischer Seite: 1747 hatte er in der Kirche des Franziskanerklosters von Freiburg im Uechtland eine neue Orgel zu errichten. «Artifex qui fecit organum ecclesiae nostrae vocatur Speissegger Schaffhusaenus, opus fecit insigne», heisst es in einer alten Notiz im Klosterarchiv. Ein ausgeräumtes Rückpositiv und Teile des Hauptwerkgehäuses sind davon noch an Ort und Stelle erhalten.

Sein nächster bekannter Tätigkeitsort war die reformierte deutsche Kirche von Murten. Bestellt war für die mittelgrosse Kirche ein Werk mit fünf Registern; er machte acht und bat dann um Aufbesserung. Man gab ihm deshalb 100 Taler mehr und dem Sohn (wohl Alexander) ein Trinkgeld von 10 Kronen. Diese Orgel wird wohl bei der Taufe von Jeremias Gotthelf erklingen sein; später wurde sie durch ein grösseres Werk ersetzt.

Am 14. August 1748 beschloss ein aus vornehmen Neuenburgern bestehendes Orgelbaukomitee «faire un tour à Morat pour parler à un faiseur d'Orgues qui y est et voir son ouvrage». Man sah sich auch andere Orgeln an und liess sich in genussreicher Vorfreude von verschiedenen Kennern beraten, um gute Qualität zu bekommen und «afin de ne pas charger nos Orgues de régistres superflus». Am 26. Januar 1749 wurde mit Speissegger ein Vertrag für Orgeln in beiden Stadtkirchen unterzeichnet. Für das kleine Münster beim Schloss waren vorgesehen 15 klingende Register auf zwei Manualen und Pedal, für die recht grosse Saalkirche unten in der Stadt (Temple du Bas) 14 Register auf einem Manual und Pedal. Der Orgelbau zog sich freilich in die Länge, und das in stolzer Kalligraphie begonnene Subskribenten- und Rechnungsbuch wurde gegen hinten immer unansehnlicher. Der Orgelbauer wandte sich andern Aufträgen zu. Sein Sohn Alexander führte die Arbeit weiter und blieb auch gleich noch als Organist in Neuenburg hängen, sparsam bezahlt — Anfangsgehalt 100 Franken im Jahr, später auf 250 Franken erhöht —, in Schulden geratend beim Wohnungsvermieter, beim Schuster, beim Kaminfeger, beim Perückenmacher usw., und allzu viel den Trost im Alkohol suchend. Sein Biograph Fallet schildert ihn als sensiblen, vom Heimweh geplagten Menschen. Bald nach dem Tode seines Vaters war er wegen Krankheit unfähig zur Arbeit. Die Orgelkommission beschloss, wenn er wider Erwarten genesen würde er in seine Heimat spediert, und rückte ein Inserat in die «Gazette de Berne» ein, sie komme für seine Schulden nicht auf. Am 16. Juli 1782 wurde er ins Totenregister eingetragen, etwa fünfviertel Jahre nach seinem Vater. Die Orgel der untern Kirche soll nach den Neuenburger Dokumenten anfangs des 19. Jahrhunderts nach St-Imier verkauft worden sein und ist verschollen; die der Collégiale wurde später, hauptsächlich 1837 von Moser, verschlimmbessert und 1871 für 800 Franken an die katholische Kirchgemeinde des freiburgischen Dörfleins Vuisternens-en-Ogoz verkauft, wo sie als einzige (wenigstens halbwegs) erhaltene Kirchenorgel Speisseggers heute noch steht.

Fast gleichzeitig mit dem Sohn Alexander erfuhr auch der Vater, in welches Dilemma es führte, sein Leben der Orgel zu widmen. Als Orgelbauer konnte man ein geachteter Handwerker sein; aber immer wieder mit einer respektablen Familie anderswohin zügelnd und um neue Aufträge und ein neues Unterkommen kämpfen und bangen, das konnte mit der Zeit verleidet werden. Aber wo einen festen Wohnsitz suchen? In der schaffhauserischen Heimat, wo Speissegger Glied «eines der guten alten burgerlichen Geschlechtern» gewesen wäre, kamen Kirchenorgeln nicht in Frage und waren die möglichen Kunden weit weg, und die transportableren Hausorgeln kamen aus der Mode. Ein Virtuose im Orgelspielen war er allem Anschein nach nicht, und auch Organist sein konnte man nur in der Fremde. Wer zudem nicht als Klosterbruder, Priester oder wohlbestallter Bürger orgeln konnte, sondern es zum Broterwerb tun musste, fiel sofort im sozialen Rang tief herunter. Die abschätzigste Vorstellung vom Berufsorganisten, welche in der berühmt-berüchtigten Eingabe der Schaffhauser Pfarrer gegen die Instandsetzung der Münsterorgel 1597 klassisch formuliert worden ist (« ... welche gewöhnlich mit Weib und Kindern volle und tolle zapfen sind, und nicht bald zu tanz hofiren, sie haben dann vollen halss und kragen»), war weithin verbreitet, nicht nur bei reformierten Pfarrern, nicht nur in Schaffhausen und nicht nur im 16. Jahrhundert, sondern auch lange danach.

Als Speissegger in Zürich am Reparieren der Orgel der «Gesellschaft vom Musiksaal» war, erreichte ihn ein Hilferuf aus Aarau. Die Rapperswiler Landwirte und Orgelbastler Jakob und Joachim Richner hatten ein eigenes Opus der Predigerkirche in Bern verehrt. «Einer geschenkten Orgel guckt man nicht auf die Gorgel»; aber das missglückte Werk war wirklich nur im Wege, und man suchte Abnehmer. Dass die Aarauer Lust zu einer Orgel in ihrer Stadtkirche hatten, gab eine gute Gelegenheit. «Schultheiss und Raht zu Arauw» waren «empfindlichst gerühret», als «Unsere Hochwohlgebohrne Gnädige Herren und Oberen, Räh und Burger» in Bern der «wehrten und getreüwen Municipal Statt Arauw als ein Kennzeichen dero allzeit gegen Sie tragenden Huld und gewogenheit» beschlossen hatten, dass jene Orgel «Zu einem Hochoberkeitlichen Geschenck überlassen, und verabfolgt werden solle». Das Ding wurde auseinandergenommen, in Kisten verpackt und in grossen Weidlingen die Aare hinuntergeschickt; aber die Aufstellung und Montage in Aarau stiess auf Schwierigkeiten. In der folgenden Woche, am 14. April 1755, schrieb Stadtschreiber J. J. Rothpletz im Auftrag der gnädigen Herren von Aarau einen höflichen Brief an

Speissegger, ihnen mit seinem guten Rat beizustehen. Dieser versprach, zu kommen; aber es eilte ihm nicht. Erst nach der Mahnung vom 21. Juni kam er nach Aarau, machte vermutlich unter anderm ein langes Gesicht und war bald froh über einen Auftrag aus Luzern. Nach einer schärfer formulierten Reklamation erschien er wieder. Zur Belebung des Arbeitsgeistes in seiner Equipe wurde das ungefähr 108 Mass fassende Fässli Speisseggers dreimal mit Gratiswein aus dem Stadtkeller gefüllt. Der Fachmann suchte das Beste aus der Sache zu machen: Die Dilettantenarbeit wurde zum Hauptwerk einer Orgel mit Rückpositiv, Pedalwerk und einer neuen grosszügigen, prunk- und schwungvollen Rokokofassade, die 1962 renoviert worden ist. Speissegger baute zwei Register mehr ein, als im Vertrag stand, und bekam dafür 32 livres oder 3 neue Louis d'or mehr. Nach einer Beschreibung aus dem 19. Jahrhundert scheint die Orgel 16 Register gehabt zu haben. Ein tirolischer Holzbildhauer, ein Herr Wiederkehr aus Mellingen und eine Jungfer Speissegger aus Schaffhausen waren unter den Helfern beim Anfertigen, Bemalen und Vergolden des Gehäuses.

Wer sollte nun darauf musizieren? Da es mit der Spielbarkeit des geschenkten Hauptwerkes nicht immer klappen wollte, schien es gegeben, den Orgelbauer als Organisten anzustellen, als allzeit bereite Hilfe bei Defekten — oder zur Strafe. Zuerst wollte man Alexander Speissegger aus Neuenburg berufen; er war wohl der beste Orgelspieler in der Familie; aber er kam trotz fertigem Vertrag nicht, und sein Vater vertrat ihn provisorisch. Das Provisorium wurde länger und länger, bis schliesslich der zweitjüngste Sohn Johann Georg immer regelmässiger für den alt gewordenen Vater einzuspringen hatte.

An den Frühlings- und Herbstfronfasten bekam Johann Conrad Speissegger je 60 livres Organistengehalt — sofern er sie wirklich bekam; denn zuweilen wurde ihm die Besoldung strafweise vorenthalten. Er konnte nun einmal seinen ursprünglichen ehrenvollen Beruf nicht lassen — er äusserte sich auch einmal vor dem Rat, die Besoldung reiche für seine grosse Familie nicht aus. So war er viel auswärts. In den Ratsmanualen ist die Rede von Tätigkeiten in Luzern (1756), Lenzburg (1759), Langnau (1768) und Herzogenbuchsee (1770). Nach der Seckelamtsrechnung bekam einmal der Kleinweibel ein livre Spezialvergütung, weil er den abwesenden «Orgelisten» jenseits der Staatsgrenze, in Schönenwerd, abgefasst und zurückgeholt hatte. Bei vielen Abwesenheiten scheint man aber gar nicht gewusst zu haben, wo er war. Die Orgelkommission

verlangte auch, dass er die Orgel jeden Samstag stimme — schliesslich hatte wohl das eine oder andere Mitglied ein Cembalo zu Hause, wo das wirklich nötig war. Und wenn die Orgel mangelhaft funktionierte, war selbstverständlich immer Speissegger schuld. Gut, dass zuweilen der orgelkundige Lehrer Füchslin aus Brugg als Experte ihn etwas in Schutz nahm. 1764 holte man den neuen Pfarrer von Auenstein, der auch als Orgelkenner galt, für ein Gutachten. Dieser wollte sich an der Orgel, für deren Abnahme sich nie jemand hatte hergeben wollen, nicht die Finger verbrennen und nannte als Experten den berühmten Orgelbauer Victor Ferdinand Bossart aus Baar. Der grosse Konkurrent war sachlich und nobel: Er schlug einen Neubau des Hauptwerkes unter Beibehaltung der Zutaten Speisseggers vor. Die Stadtväter, mit ihrem ewigen Misstrauen ins Unrecht gesetzt, fanden aber den Neubau zu teuer, und Speissegger hatte ihre Orgel weiterhin zu flicken, zu stimmen und zu spielen. Vermutlich hatte er sich einfach eine besonders frische und lebendige Orgelmusik geleistet, als man ihn ermahnte, «seine Post-ludia nach geendigtem Gottesdienst ernsthafter und geziemender zu spielen, und dem publico nicht nur mit Menuets und Allemandes aufzuwarten». Es war die Zeit, wo z.B. vielen reformierten Organisten verboten wurde, bei einer Trauung etwas anderes als einen einfachen Kirchenliedsatz vorzutragen. Noch anderes warf man ihm vor: Auf der einen Seite liess man deutlich durchblicken, er müsse junge Einheimische als seine Nachfolger ausbilden und ihnen gelegentlich Platz machen; andererseits rüffelte man ihn, er lasse irgendwelche Buben orgeln. Und etwas, das bei den so braven Aarauer Ortsbürgern gar nie vorkommen konnte, wurde als Demütigungs- und Druckmittel ausgenützt: Als eine Tochter Speisseggers «wiedermalen ... von einem landsfremden Kerl schwangeren Leibs» war, wurde dem Vater befohlen, sie bis nächsten Montag fortzujagen. Er bat den Rat, da es tiefster Winter sei, sie noch bis zur Geburt bei sich behalten zu dürfen, und erhielt den Bescheid, bis 14 Tage nach der Geburt dürfe sie dableiben; wenn er sie aber dann nicht vertreibe, werde er mit der ganzen Familie davongejagt. Dass er in dieser unerquicklichen Atmosphäre sich etwa gehen liess, kann man begreifen. So wurde er einmal getadelt wegen seiner «Scandalösen gewohnheit, in wählender Predigt in anderen Büchern zu lesen». Entrüstung im Rat gab es auch wegen einer nicht allzuschrecklichen Lausbuberei des jüngsten Sohnes Johann Heinrich: Er hatte «Stiklig in Schachen gehauen». In der Gehaltsempfänger-liste wurde der «Orgelist» lange zuunterst zwischen den Wegmachern und dem «Scharpfrichter» eingeordnet; erst 1774 versetzte ihn

ein wohlwollender neuer Seckelmeister zwischen Schulmeister und Hochwächter.

Und von diesem einer verständnislosen Oeffentlichkeit ausgesetzten Kunsthandwerker verlangte man obendrein, dass er mit bald sechzig Jahren noch anfangs, die Schuljugend im Kirchengesang zu instruieren! Kein Wunder, dass er Disziplinschwierigkeiten hatte. Er versuchte es, versagte einmal kläglich am Schulexamen, ein anderes Mal flüchtete er vor dem Examen unabgemeldet zu irgendwelcher auswärtigen Orgelmacherarbeit. Der Rat nannte ihm einmal eine Person, an die er sich bei allzu grossen Disziplinschwierigkeiten wenden sollte; andere Male tat man ihn einfach als «liederlich» ab. Die Orgelmpore musste den aus der Schule ausgetretenen Buben verboten, deren Schmierereien an der Orgel, so gut es ging, übermalt und zur Ueberwachung der Jugend im Gottesdienst zwei «Tagwächter» eingesetzt werden.

Er war so richtig im Teufelskreis drin. Unterricht und Organistenamt wurden mit der Zeit an den Sohn Hans Georg übergeben; aber auch dieser zeigte kein besonderes Geschick dafür. Aber Hans Georgs tüchtige Frau Regula geb. Nägeli aus Zürich muss pädagogisch und musikalisch sehr begabt gewesen sein und es sogar verstanden haben, die Aarauer für sich zu gewinnen. War auch ein unwiderstehlicher Charme dabei beteiligt? Sie konnte nicht nur Cembalo und Orgel spielen, sondern auch mit der Jugend fürs Jugendfest im Frühling erfolgreiche Lieder einüben und dort mit ihrem Mann zusammen das Volk mit Instrumentalmusik unterhalten. Sie bekam ein «Viaticum» von 6 neuen Talern und das beste Zeugnis, als die ganze hier noch wohnhafte Familie Speissegger, Johann Conrad mit seiner zweiten Frau, Hans Georg mit seiner Frau und mehreren Kindern, 1780 nach Schaffhausen zurückkehrte. Hier starb Vater Speissegger bald. Hans Georg fand keine Kundschaft als Orgelbauer, versagte als Klosterschreiber und «absenterte sich», die Frau mit neun Kindern zurücklassend (1789). Schon vor diesem Schlag hatte diese auf Grund ihrer Erfolge dreimal versucht, «Maidlischulmeisterin» zu werden. Trotz gut bestandenen «Lehrgottensexamen» hatte sie bei der nachfolgenden Verlosung der Stelle unter den in Frage Kommenden nie Glück. Sie soll später einen Deutschen geheiratet haben.

Von den andern Kindern ist überliefert:

Hans Conrad wanderte nach Nordamerika aus und soll dort eine Orgelbauer- und Organistendynastie begründet haben, die bis in unser Jahrhundert hineinreicht.

Johannes ging ebenfalls nach Nordamerika, kehrte aber wieder zurück und soll sich um 1780 in Wien in dürftigen Verhältnissen befunden haben.

Margaretha heiratete einen Deutschen und «seye in Luzern katholisch worden».

Hans Jakob heisst «Bettelvogt». Er ertränkte sich 80 Tage nach dem Tode seines Vaters.

Johann Heinrich war zweimal Witwer, einmal geschieden, und die vierte Frau überlebte ihn um fünf Jahre. Er starb als Orgelbauer in Zürich am 19. Januar 1831.

Quellen und Literatur: Bartenschlagersche Register. — Hermann Fietz: Der Bau der Klosterkirche Rheinau. Zürich 1932. — Th. Böhm: Johann Konrad Speisegger, Orgelhauer von Schaffhausen. In : Jahresbericht des Museumsvereins Schaffhausen 1951. — Erwin Bühler: Johann Caspar Deggeller, Kantor und Praeceptor. Schaffhauser Biographien 1956. — Jacques Burdet: La musique dans le pays de Vaud. Lausanne 1963. — Friedrich Jakob: Der Hausorgelbau im Toggenburg. Musik und Gottesdienst, 1967, Nr. 6. — Max Fehr: Alter Orgelhau im Zürichbiet. Männedorf 1929. — Albert Edelmann: Vom frühern Musikleben im obern Toggenburg. Toggenburger Blätter für Heimatkunde, 1960 II. — Max Fehr : Um eine alte Zürcher Orgel. Neue Zürcher Zeitung, 145/1848. — Ernst Rüedi : Das Schaffhauser Bürgerrecht im Wandel der Zeiten. Schaffh. Beitr. 40, Thayngen 1963. — Willy Zeller : Pilgerfahrt einer Denkmalsorgel. NZZ 188/1635.

— Jacob Gehring : Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeiten. Glarus 1939.

— Friedrich Jakob : Die Hausorgel im Landgut «Zur Schipf...». 145. Neujahrsblatt der Allg. Musikgesellschaft Zürich. 1961. — Ernst Flückiger: Gedenkschrift zur Murtener Reformationsfeier 1930. — Protokoll- und Rechnungsbücher der Orgelbaukommission. Neuchâtel, Hôtel de Ville. — Edouard M. Fallet : Alexandre Speisegger ... StaatsA Schaffhausen, HZ Brog 56. — Fritz Mürger : Schweizer Orgeln von der Gotik bis zur Gegenwart. Bern 1961. — Paul Erismann : Die neue Orgel in der Stadtkirche Aarau. Aarau 1962. — Paul Erismann : Klingende Vergangenheit. Aarau 1950. — Ratsmanualien im Stadtarchiv Aarau. Stichwörter im Register : Orgel, Organist, Speisegger, Positiv. — Missiv- und Rechnungsbücher im Stadtarchiv Aarau. — Scholarchenprotokoll, Sammelhand 1554/1791. StaatsA Schaffhausen. — Hans Alfred Girard : Orgelbauer Johann Conrad Speisegger. Musik und Gottesdienst, 1964, Nr. 2 (enthält weniger Biographisches, dafür mehr technische Angaben über seine Orgelbauten. Druckfehler S. 55: Die Mixtur der untern Neuenburger Orgel hatte 144 Pfeifen, das Kornettregister 125).

HANS ALFRED GIRARD